1 Das leere Zimmer

Im Frühjahr 1964 kannte Frau Miller die meisten Kinder in ihrer Straße beim Namen. Sie wusste, welches Mädchen die Kruste vom Brot schnitt und welcher Junge beim Versteckspielen regelmäßig verriet, wo sein kleiner Bruder hockte. An manchen Nachmittagen blieb eines der Kinder am Gartentor stehen und erzählte ihr etwas, das zu Hause offenbar niemand mehr hatte hören wollen. Sie hörte zu. Später, wenn sie allein ins Haus ging, fehlte ihr das Stimmengewirr bereits auf dem Weg zur Küche.

Die Millers lebten seit gut einem Jahr in der kleinen Stadt in Alabama. Ihr Haus stand in einer Straße mit Vorgärten, schmalen Veranden und Garagen, deren Tore an den Wochenenden häufig offen blieben. Die Nachbarn hatten sie zu Abendessen eingeladen, Werkzeug verliehen und ihnen erklärt, welchen Handwerkern man vertrauen konnte. Herr Miller arbeitete als Ingenieur. Seine Frau hatte eine Stelle in einem Kindergarten gefunden. Sie mochten ihre Arbeit, konnten ihre Rechnungen bezahlen und hatten Menschen kennengelernt, die sie Freunde nannten.

An diesem Samstag feierte die Familie nebenan einen Geburtstag. Auf dem Rasen standen Schüsseln mit Kartoffelsalat, und jemand hatte einen Klapptisch mit

einer Decke überzogen. Frau Miller hielt einen Pappteller in der Hand, als ein kleiner Junge gegen ihr Bein stieß. Er fing sich an ihrem Kleid und sah erschrocken zu ihr auf.

„Nichts passiert“, sagte sie.

Er zeigte ihr die leere Hand. Sein Stück Kuchen lag auf dem Boden. Sie nahm ihn mit zum Tisch und besorgte ihm ein neues. Als sie zurückkam, hatte ihr Mann zwei Stühle an den Rand des Gartens gerückt. Sie setzte sich neben ihn und aß den inzwischen kalten Rest auf ihrem Teller.

„Du hast kaum etwas gegessen“, sagte er.

„Es war genug.“

Vor ihnen versuchten drei Kinder, einen Ball über den Zaun zu werfen. Jedes Mal, wenn er davor liegen blieb, stritten sie darüber, wer ihn holen musste. Ihr Mann streckte die Hand nach ihrer aus. Sie ließ ihre Finger in seinen liegen, bis die Gastgeberin mit einer Kanne Kaffee zu ihnen kam.

„Ihr werdet sehen“, sagte sie, nachdem sie die Tassen gefüllt hatte. „Irgendwann schenkt der Herrgott euch auch ein Baby.“

Frau Miller bedankte sich für den Kaffee. Ihr Mann fragte nach dem Rasenmäher, den der Nachbar kürzlich gekauft hatte. Das Gespräch ging weiter. Unter

der Hand ihres Mannes wurde ihre eigene warm und feucht.

Zu Hause stellte sie ihre Schuhe unter die Treppe und ging hinauf. Am Ende des Flurs lag das kleine Zimmer, in dem sie zurzeit Wäsche trockneten. Sie nahm ein Hemd von der Leine, faltete es über den Arm und blieb vor dem Fenster stehen.

Ihr Mann fand sie dort.

„Ich habe den Termin bestätigt“, sagte er.

Sie drehte sich um. „Wann?“

„Donnerstag. Wir müssen früh los.“

Sie nickte und zog das nächste Hemd von der Leine.

Die Klinik lag mehrere Stunden entfernt. Sie hatten den Namen von einem Arzt erhalten, der ihnen nach den bisherigen Untersuchungen keine neue Möglichkeit hatte nennen können. Während der Fahrt sprachen sie über die Strecke und darüber, ob sie noch rechtzeitig vor dem Berufsverkehr zurück sein würden. Ihre eigentlichen Fragen hatten sie auf einen Zettel geschrieben.

Im Sprechzimmer faltete Herr Miller ihn auseinander. Seine Frau saß neben ihm, die Handtasche auf dem Schoß. Der Arzt hörte zu, las die mitgebrachten Unterlagen und stellte Fragen, die beide bereits kannten. Wie lange sie versuchten, ein Kind zu bekommen. Welche Untersuchungen vorgenommen

worden waren. Welche Ergebnisse man ihnen erklärt hatte.

„Können Sie uns helfen?“, fragte Frau Miller schließlich.

Der Arzt legte die Unterlagen auf den Tisch. Er erklärte, was sich noch untersuchen ließe. Doch auch danach würde offenbleiben, ob sie ein Kind bekommen könnten. Ihre bisherigen Befunde setzten den Möglichkeiten Grenzen. Er sprach sorgfältig und ließ ihnen Zeit für Fragen. Herr Miller erkundigte sich nach dem Ablauf. Seine Frau hörte zu. Bei der Vorstellung weiterer Termine spürte sie dieselbe Erschöpfung, mit der sie nach den letzten Untersuchungen nach Hause gegangen war.

„Wir müssen darüber nachdenken“, sagte sie.

Ihr Mann hielt den Zettel noch in der Hand. Auf der Rückseite standen zwei neue Stichworte. Er faltete den Zettel zusammen und steckte ihn ein.

Im Flur blieb Frau Miller vor einem Fenster stehen. Unten auf dem Parkplatz suchte ein Mann in der Tasche nach seinem Autoschlüssel. Sie sah ihm zu, bis ihr Mann fragte, ob sie gehen wollten. Nahe dem Ausgang begegneten sie einer Frau in Arbeitskleidung, die einen Wagen mit Geschirr vor sich herschob. Ein Rad blieb an der Türschwelle hängen. Herr Miller hielt die Tür auf und half ihr darüber.

„Danke. Das macht es jedes Mal.“

Sie zog den Wagen zur Seite. Auf ihrem Namensschild stand Theresa. Als sie Frau Miller ansah, wurde ihr Gesicht ernster.

„Brauchen Sie einen Augenblick? Dort drüben können Sie sich setzen.“

Frau Miller wollte schon verneinen, setzte sich dann aber auf die angebotene Bank. Ihr Mann blieb neben ihr stehen. Theresa stellte keine weiteren Fragen. Gerade das machte es leichter, ihr zu erzählen, weshalb sie gekommen waren. Sie hörte zu, die Hände am Griff des Geschirrwagens. Einmal blickte sie zur Uhr über der Tür. Trotzdem blieb sie, bis Frau Miller aufgehört hatte zu sprechen.

„Es tut mir leid“, sagte sie. „Ich wünschte, ich könnte Ihnen etwas Hilfreiches sagen.“

Frau Miller strich ihre Tasche auf den Knien glatt. „Wir haben Sie schon aufgehalten. Sie müssen weiterarbeiten.“

Theresa nickte. Sie schob den Wagen ein Stück, blieb dann stehen und kam zurück.

„Haben Sie auch über eine Adoption nachgedacht?“

„Ja“, sagte Herr Miller. „Das haben wir.“

Theresa sah von einem zum anderen. Schließlich bat sie um einen Zettel und schrieb eine Telefonnummer darauf.

„Rufen Sie mich an, wenn Sie möchten. Ich kann Ihnen nichts versprechen. Aber vielleicht sollten wir in Ruhe miteinander sprechen.“

Auf der Rückfahrt lag der Zettel in Frau Millers Handtasche. Beide wussten, wo er war. Lange sagte keiner etwas dazu. Erst als sie zu Hause in der Küche standen und ihr Mann den Wasserkessel füllte, begann sie zu sprechen. Er drehte sich im selben Moment zu ihr um.

„Was hältst du davon?“, fragte sie.

Er stellte den Kessel ab.

„Ich weiß es noch nicht.“

Sie setzte sich an den Tisch. „Ich auch nicht.“

Diesmal blieb er bei ihr sitzen.

2 Eine Möglichkeit

Als die Millers am folgenden Wochenende vor Theresas Haus hielten, stand ein Mädchen auf der Veranda. Sie trug einen Rock und eine helle Bluse und hielt ein Geschirrtuch in den Händen. Erst als Theresa aus dem Haus kam, legte sie es über das Geländer.

„Das ist meine Tochter Linda“, sagte Theresa.

Linda begrüßte sie höflich. In der Küche zog sie einen Stuhl hervor und setzte sich ihrer Mutter gegenüber. Theresa stellte Kaffee auf den Tisch. Sie ließ sich Zeit damit, die Kanne abzustellen, bevor sie erklärte, was sie den Millers am Telefon bereits angedeutet hatte.

Linda erwartete ein Kind. Sie wollte ihren Schulabschluss machen. Der Vater des Babys wusste von der Schwangerschaft. Gemeinsam hatten die beiden versucht, Arbeit und eine Wohnung zu finden. Bislang war daraus kein Plan geworden, auf den sie sich verlassen konnten.

Während Theresa sprach, betrachtete Linda eine kleine abgesplitterte Stelle am Rand ihrer Tasse.

„Und was wünschen Sie sich?“, fragte Frau Miller sie.

Linda hob den Kopf. Ihr Blick ging kurz zu ihrer Mutter.

„Ich weiß nicht, ob ich es schaffe.“

„Das haben wir auch nicht gefragt“, sagte Frau Miller leise.

Linda umfasste die Tasse mit beiden Händen. „Ich möchte, dass es ihm gut geht.“

„Oder ihr“, sagte Theresa.

Linda lächelte zum ersten Mal. Die Millers erzählten von ihrem Haus, ihrer Arbeit und davon, wie lange sie sich ein Kind wünschten. Linda fragte, ob Frau Miller nach der Geburt weiterhin im Kindergarten arbeiten würde. Sie wollte wissen, ob andere Kinder in ihrer Straße lebten und wie weit es bis zur Schule war. Manche Antworten führten sofort zu einer weiteren Frage. Andere ließ Linda auf sich wirken und blickte dabei auf ihre Tasse.

Als sie gingen, war nichts entschieden. Auf der Veranda bat Linda sie, sich noch einmal zu melden.

Sie trafen sich wieder. Bei einem Besuch sah Linda das Haus der Millers und das Zimmer am Ende des Flurs. Dort stand noch immer der Wäscheständer. Frau Miller räumte ihn nicht weg, bevor sie Linda hineinführte. Sie sprach darüber, was sich ändern ließe, und wartete auf ihre Fragen.

Zwischen diesen Begegnungen sprach Linda mit Tom. Er hatte sich nach einer Stelle in einer kleineren Werkstatt erkundigt. Der Besitzer hätte ihn eingestellt, aber erst einige Monate später. Selbst dann wäre der

Lohn knapp gewesen. Ein anderes Angebot lag zweihundertfünfzig Meilen entfernt. Sie hatten aufgeschrieben, was eine Wohnung kosten durfte, was sie für den Umzug brauchten und wovon sie bis zum ersten Lohn leben konnten.

Linda sah lange auf die Zahlen. In der fremden Stadt hätte sie Theresa nicht um Hilfe bitten können, wenn sie krank wurde oder das Baby nachts nicht aufhörte zu schreien. Sie wusste auch nicht, wie sie dort ihren Abschluss machen sollte. Tom strich eine Zahl durch und schrieb eine kleinere daneben. Linda fragte ihn, woher er sie genommen hatte. Er hatte keine Antwort, auf die sie beide bauen konnten.

Von den Millers erzählte sie ihm ausführlich. Er hörte zu und stellte Fragen, die sie beim nächsten Treffen weitergab. Persönlich wollte er zunächst im Hintergrund bleiben. Zu groß war seine Angst, dass Arthur von der Beziehung und der Schwangerschaft erfahren könnte. Theresa kannte diese Angst. Tom hatte ihr schon früher Dinge erzählt, über die er zu Hause schwieg.

An einem Abend blieb Linda bei ihr in der Küche sitzen, nachdem die jüngeren Geschwister zu Bett gegangen waren.

„Du glaubst, ich sollte es tun“, sagte sie.

Theresa faltete ein Geschirrtuch. „Ich glaube, sie könnten gute Eltern sein.“

„Das ist nicht dasselbe.“

Ihre Mutter legte das Tuch ab. „Nein.“

Sie sprachen noch lange. Theresa erzählte, was sie an den Millers mochte, und hörte sich Lindas Bedenken an. Sie konnte ihr weder den Abschied abnehmen noch versprechen, wie sie sich später fühlen würde.

Beim nächsten Besuch erklärte Linda den Millers, dass sie von ihrem Kind hören wollte. Sie wollte wissen, ob es gesund war, was es lernte und wie es aufwuchs. Die Millers sagten zu, mit Theresa in Verbindung zu bleiben und Nachrichten weiterzugeben. Linda hörte aufmerksam zu. Ihre Fragen wurden dadurch nicht weniger, aber sie stellte sie nun diesen beiden Menschen und wartete auf ihre Antworten.

Die Entscheidung fiel nicht an einem einzigen Nachmittag. Sie entstand aus Gesprächen, aus den gescheiterten Rechnungen auf dem Küchentisch und aus dem Bild eines Kindes, das Linda sich inzwischen im Haus der Millers vorstellen konnte. Tom trug sie schließlich mit. Wie schwer sie ihm fiel, zeigte er Linda nicht immer.

Vor der Geburt gingen die Millers abends oft in das kleine Zimmer. Die Wäscheleinen waren abgenommen. An der Wand stand ein Bett, auf der Kommode lag ein Stapel gewaschener Tücher. Frau Miller strich darüber, obwohl es nichts mehr zu ordnen gab.